

linguistischer, sprecherpsychologischer, kultureller und religiöser Faktoren bestimmt. Die Autorin wendet hierzu die Faktoren zur Klassifikation der Sprachvitalität der UNESCO an und situiert die befragte Sprachgemeinschaft in der Mitte der Vitalitätsskala. Zusammenfassend beurteilt die Autorin: „Die Verwendung der Minderheitensprache sinkt intergenerational, was auf lange Sicht zu einer Unterbrechung der IS [intergenerationale Sprachtransmission] führen könnte und damit zu einem graduellen Sprachverlust“ (S. 155). Trotz der Schwierigkeit des langfristigen Spracherhalts des Pommerischen ist jedoch die Mehrheit der Befragten positiv und optimistisch bezüglich der Entwicklung des Pommerischen eingestellt (S. 157).

Positiv zu erwähnen ist die breite Literaturbasis, die auch Internetquellen umfasst, sowie die Berücksichtigung nicht veröffentlichter akademischer Arbeiten aus Deutschland und Brasilien. Kritisch anzumerken sind terminologische Unschärfen. So wurden einige wichtige Begriffe und Konzepte von der Autorin nicht definiert beziehungsweise ihr abwechselnder Gebrauch nicht gegeneinander abgegrenzt: Vitalität/ethnolinguistische Vitalität, integrative Orientierung, Code-switching/Sprachwechsel. Ferner wurden einige bedeutsame Faktoren des Spracherhalts ausgeblendet, wie beispielsweise der Kontakt zum Mutterland und die Heiratspolitik, obwohl dies in Kapitel 2.1.1 angekündigt wurde. Auch der Verwandtschaftsgrad zwischen den Kontaktsprachen wurde lediglich mit einem Satz kommentiert, ohne ihn näher zu untersuchen (S. 37).

Auch ist es für die Leser nicht klar, warum einige Faktoren mit den Daten aus der Fragebogenerhebung belegt werden und andere nicht (beispielsweise das Selbstbild der Pommern, ihre Beziehung zu Deutschland, Funktion des Pommerischen als Identitätsmarker, Einstellung der Sprachgemeinschaft gegenüber anderen Gruppen). Gerne hätte die Leserin über die Interviewauswertung mehr erfahren. Die behauptete Verifizierung der ersten Hypothese ist darüber hinaus wegen der inkonsequenten Betrachtung des Vorschulalters einerseits (S. 96) und des Schulalters andererseits (S. 155) inkonsistent. Ärgerlich sind unüberlegte bewertende Formulierungen wie beispielsweise „Apostille“ (S. 189) und „Handreichung“ (S. 96), die das niedere Prestige des Pommerischen durch die Wissenschaftlerin unkontrolliert perpetuieren.

Wünschenswert wäre schließlich ein Vorschlag zur theoretischen Untermauerung der Studie, indem die vorgestellten Konzepte in Reibung zu den empirischen Ergebnissen geschärft und systematisiert worden wären. Die über die Linguistik im engen Sinne hinausgehende Studie kann allen an Minderheitenforschung, besonders den an Sprachinseln Interessierten nur nachdrücklich empfohlen werden.

Frankfurt (Oder)

DAGNA ZINKHAHN RHOBODES

SILKE JANSEN / HARALAMBOS SYMEONIDIS (Hg.): *Dynamik romanischer Varietäten außerhalb Europas*. Alte und Neue Romania im Dialog. Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang 2009. 264 S. € 55,95

Die Herausgeber des Sammelbandes „Dynamik romanischer Varietäten außerhalb Europas“, SILKE JANSEN und HARALAMBOS SYMEONIDIS, schreiben in ihrer Einleitung, dass an diesem Band „fast ausschließlich junge Wissenschaftler beteiligt sind“ (S. 10). Trotz einiger Ausnahmen – vier der vierzehn Autorinnen und Autoren promovierten noch im 20. Jahrhundert; eine Autorin wurde 2012, drei Jahre nach der Publikation, pensioniert – trifft diese Charakterisierung insgesamt zu. Insofern darf man sich – so suggeriert es die Einleitung – auf innovative Ansätze freuen, die der Dynamik der romanischen Varietäten außerhalb Europas gerecht werden. Der Sammelband bietet jeweils fünf Artikel zur Frankophonie und Hispanophonie und zwei Artikel zur Lusophonie. Interessanterweise sind alle Artikel zu spanischen und portugiesischen Varietäten auf Spanisch beziehungsweise Portugiesisch verfasst, während unter den fünf Artikeln zu französischen Varietäten nur einer auf Französisch vorliegt. Dem Rezensenten, der Spanisch und Portugiesisch beherrscht, das Französische allerdings nur in Ansätzen, kommt das entgegen.¹

¹ Dank an JANA BRENNING für die zusätzliche kritische Lektüre von CALINONS primär berichtendem Beitrag.

Wie in einem auf Vorträgen eines Romanistentags basierenden Sammelband zu erwarten, ist eine inhaltliche Einteilung der zwölf Artikel schwerer als die sprachbezogene. Wenig überraschend ist das zentrale Thema der Sprach- und Gruppenkontakt, wobei hier allerdings nicht immer die romanische Varietät und deren Dynamik im Mittelpunkt steht (besonders bei CALLISAYA APAZA und HERZFELD, ansatzweise auch bei KRUG). Neben diesem alles überspannenden Thema spielt die sprachliche Identität (PLOOG, SZLEZÁK, KRUG) und die Sprachpolitik eine wichtige Rolle (CALINON, CALLISAYA APAZA, HERZFELD, JANSEN). Eher sprachstrukturellen Phänomenen (und ihrer Variation) widmen sich synchron die vier Beiträge von PUSTKA, REINKE / DESHAIES / MARTEL, KALLFELD und KERSCH, diachron der Beitrag von GUZMÁN.

Mit der Jugend der Autorinnen und Autoren wächst naturgemäß die Wichtigkeit der Herausgeberlenkung. Wäre diese Lenkung etwas weniger behutsam ausgefallen, hätte vielleicht verhindert werden können, dass zu weitreichende Hypothesen aufgestellt werden, die mit den verwendeten Datensätzen nicht ernsthaft auf ihre Validität hin überprüft werden können. PUSTKAS Versuch zum Beispiel, das Kreol-Kontinuum von Guadeloupe anhand von auf Französisch und Kreol mündlich gegebenen Kochrezepten zu analysieren, hört sich zwar fürwahr innovativ an; jedoch ist sich die Autorin selbst der Tatsache bewusst, dass „das Korpus für eine Überprüfung der These viel zu klein und zu spezifisch [ist]“ (S. 52). Auch GUZMÁNS eigentlich lesenswerter Artikel leidet an dieser Grundproblematik: Erwarten wir wirklich, dass wir in in Amerika verfassten spanischen Texten, die zwischen 1509 und 1690 geschrieben wurden (S. 131; also 17 bis maximal 198 Jahre nach der „Entdeckung“ Amerikas), irgendwelche Amerika-spezifischen nicht-lexikalischen Innovationen finden? Wie PUSTKA weist auch GUZMÁN explizit auf diese Problematik hin. Sie schreibt, dass das Auftauchen von Amerikanismen in den gewählten Texten wenig wahrscheinlich sei (S. 133–134). Auch bei weiteren Artikeln zeigen sich ähnliche Probleme (vgl. unten die ausführlichere Kritik der Beiträge von PLOOG und KERSCH). Ein positives Gegenbeispiel zu dieser Überbeziehungsweise Fehldimensionierung stellt der Artikel von REINKE, DESHAIES und MARTEL dar. In diesem Beitrag wird ein klar abgegrenztes Phänomen, die Aussprache von kanadischen Nachrichtensprechern in verschiedenen Kommunikationssituationen, in gebotener Detailliertheit untersucht.

Auch weniger zentrale Punkte hätten vor der Publikation geglättet werden können: So „verliert“ sich HERZFELDS informativer Artikel auf 13 Seiten in (teilweise etwas zu ideologisch gehaltenen) historischen und sprachsoziologischen Beschreibungen Paraguays und des Mercosurs (S. 145–157), während für das zentrale Kapitel, das den etwas merkwürdigen Titel „El estudio“ trägt, drei Seiten zu reichen scheinen (S. 158–161). Zu dieser Kürze passt der Appendix, in dem wir den äußerst fragmentarisch wiedergegebenen Fragebogen (S. 165) und eine völlig unverständliche Tabelle finden (S. 167). Bei SZLEZÁK wiederum wird jedem Leser sofort klar, dass eine valide Untersuchung von Code-Switching (S. 97–98), einem Ingroup-Verhalten *par excellence*, anhand von „künstlichen“ französischen Interviewsituation[en]“ (S. 97) kaum gelingen kann. In dem interessanten Beitrag von CALLISAYA APAZA hätte man sich des inhaltlichen Verständnisses wegen mehr Glossen gewünscht; nicht jeder Leser ist des Aimaras mächtig. Und auch PLOOGS Einordnung der berühmten Kaufhausstudie LABOVs als Analyse von Situationen, in denen „der Sprecher, dessen Diskurse normferne Varianten besitzen, eine soziale Unsicherheit erlebt, die er diskursiv in den Griff bekommen muss“ (S. 36) überrascht: Ging es bei dieser Studie nicht einfach um die zweifache Antwort *fourth floor* auf die Frage *Excuse me, where are the xxx?* Was genau müssen die Sprecherinnen in diesem Fall in den Griff bekommen? Um welche Diskurse geht es hier?

Bei KALLFELLS Artikel „El léxico de las variedades del castellano en el departamento de Central (Paraguay) y Buenos Aires (Argentina) [...]“, der einen recht spezifischen Bereich der spanischen Lexik bei Paraguayern in Paraguay und Buenos Aires analysiert, liegt die Problematik auf einer anderen Ebene. Sicherlich hätte man auch hier vorschlagen können, den manchmal schwer zu rezipierenden Text durch Karten und Tabellen informativ zu entlasten. Aber in diesem Fall scheint etwas anderes wichtiger: In Fußnote 13 (S. 195) listet KALLFELD die Klarnamen aller seiner Informanten auf. Und als sei das in Zeiten von Facebook und Google nicht schon fragwürdig genug – ich brauchte weniger als zwei Minuten, um zu erfahren, dass Informant xxx am 28.11.2007 verstorben ist –, werden auch im Text häufig die vollen Namen der Informanten aufgeführt. Da lesen wir, dass OL (ich kürze ab!) eine Bezeichnung, die alle anderen kennen,

nicht kennt (S. 196), und CF geht bei der Etymologie einer anderen Bezeichnung fehl (S. 199; im Text steht „es detectada [...] erradamente“). Dass CF da einen ‚Fehler‘ macht („clasificación errada“), wird von KALLFELL sogar noch einmal wiederholt; eine Insistenz, die in Zeiten der *perceptual dialectology* doch ein wenig befremdet. Und selbst wenn der Klarname fehlt, ist es nicht schwer, die Identität eines Informanten auszumachen. Wie so viele andere weist eine Informantin ‚ungenügende‘ Spanischkenntnisse auf („conocimientos insuficientes“, S. 201–202; vgl. zu diesen als ungenügend bezeichneten Kenntnissen auch S. 199 und S. 210–211). Diesmal wird im Text zwar nur die Chiffre der Informantin genannt, aber mit Hilfe der oben erwähnten Fußnote, gewissermaßen unserer Rosenholz-Datei, ist es ein Leichtes herauszufinden, dass es sich um MM handelt. Neben der Nennung der Namen und den zum Teil merkwürdig anmutenden Einschätzungen hätte man KALLFELL auch vor gleichfalls unangebrachten Ausdrücken wie ‚sicherlich falsch‘ („incorrectamente por cierto“, S. 196) oder ‚richtige Antwort‘ („respuesta correcta“, S. 205) bewahren können. Und einem Autor, der Informantenaussagen so gerne in richtig oder falsch einordnet, sei dann doch noch gesagt, dass die Christusfigur in Rio de Janeiro nicht *Cristo corcovado* heißt (S. 207), sondern *Cristo Redentor* (‚Christus, der Erlöser‘). Lediglich der Berg, auf dem diese Figur steht, heißt *Corcovado* (‚der Bucklige‘).

Zwei weitere Punkte müssen hier noch erwähnt werden: zum einen das ärgerliche Fehlen kompletter Textstellen. Auf Seite 84 findet sich ein solcher Fall in der letzten Zeile des Haupttextes, und Seite 235 beginnt mit einer einsam dastehenden Nominalphrase. Insbesondere hier hat man keine Ahnung, ob eine Zeile, ein ganzer Abschnitt oder eine oder mehrere Seiten gelöscht wurden; eine vollständige Interpretation der Daten aus Abbildung 2 (S. 234) hätte man aber doch ganz gerne. Daneben finde ich es erstaunlich, dass insbesondere im Beitrag von KERSCH mehrere im Text genannte Artikel nicht im Literaturverzeichnis auftauchen (FOCCHI 1991 auf S. 221, THUN 1995 auf S. 222, BAGNO 2000 auf S. 223, TARALLO 1994 auf S. 224).

Natürlich findet man auch viel Positives: JANSSENS Beitrag „Democratización, vulgarización y política del lenguaje en Cuba: La Proposición de una Política Lingüística Nacional“ zur Sprachpolitik Kubas zum Beispiel zeigt überzeugend, wie sich die kubanische Revolution auf die Sprache und auf die Sprachpolitik des Landes ausgewirkt hat. Interessant ist dabei besonders, dass und wie eine Regierung, die in allen Bereichen zentrale Lenkungsfunktionen wahrnimmt, die Arbeit von Wissenschaftlern verändert. Die präskriptive Attitüde, die in vielen Zitaten kubanischer Kollegen deutlich wird – zum Beispiel in der Charakterisierung wahrscheinlich jugendsprachlicher Distanzierungen als „enfermedad infantil izquierdista en la lengua“ (‚linke kindische Krankheit in der Sprache‘, S. 178) –, macht den Leser stutzen. Auch die offensichtlich zentrale Frage kubanischer Sprachpolitik, nämlich was als vulgär und deshalb als negativ und was als populär und damit als positiv bewertet werden muss (zum Beispiel S. 175 und S. 182), dürfte in anderen Sprachgemeinschaften keinen so zentralen Teil des politischen Diskurses ausmachen. Besonders lohnend ist die parallele Lektüre von JANSSENS Beitrag und HERZFELDS Artikel, da sie in Bezug auf die zu schützende Sprache zwei Extrempunkte lateinamerikanischer Sprachpolitik markieren (vgl. auch JANSSENS Kommentar zu Bilingualismus und Minderheitensprachen auf S. 183). Auch KRUGS Studie „Identidade e Comportamento Lingüístico na percepção da Comunidade Plurilíngue Alemão-Italiano-Português de Imigrante – RS“ über eine Kleinstadt in Südbrazilien, in der die Nachfahren deutscher und italienischer Immigranten leben, ist gelungen. Trotz einer etwas konservativen Informantenauswahl (S. 251–252) verwendet KRUG ein erfreulich modernes Identitätskonzept (vgl. S. 250). Ihm gelingt es, die Implikationen dieser komplexen deutsch-italienisch-portugiesischen Sprachenkonstellation anhand von qualitativ interpretierten Interviewstellen deutlich zu machen. Besonders klar wird dabei die unterschiedliche Rolle, die die Immigrantensprachen im Leben der Menschen spielen: Beide Gruppen müssen sich in ähnlicher Form zur Mehrheitssprache Portugiesisch positionieren. Das Deutsche wird aber besser erhalten und kann deshalb für die Einwanderer-Identität zentraler sein als das Italienische (S. 258).

Es ist aus Platzgründen leider nicht möglich, alle Artikel ausreichend zu würdigen. Um trotzdem nicht den Eindruck zu erwecken, dass meine anfangs geäußerte Kritik wenig substantiell ausfällt, werde ich zum Schluss zwei meiner Meinung nach besonders problematische Artikel ein wenig genauer untersuchen. Ich tue dies, um das oben genannte Problem einer zu weitreichenden

Hypothese oder eines zu komplexen sprachlichen Phänomens, die anhand einer beschränkten empirischen oder theoretischen Basis untersucht werden, zu illustrieren.

KERSCHS Beitrag „Variação no uso de relativas no contato espanhol-português no norte do Uruguai: a consciência dos falantes“ befasst sich mit der sprachlichen Kodierung von Relativsatzkonstruktionen. Neben der Interpretation einer kaum zu überschauenden Anzahl verschiedener Datensätze fällt zuallererst auf, dass in KERSCHS Literaturverzeichnis kein einziges Werk genannt wird, das sich theoretisch mit dieser komplexen Thematik beschäftigt. Auffällig ist auch die problematische Einteilung von Relativpartikeln wie *que* als „relativas simples“ im Vergleich zu Relativpronomen wie *cuyo* als „relativas complexas“ (S. 221) – einfach kann sich hier nur auf den Produzenten beziehen, der Relativpartikel hat mit Relativpartikeln einen größeren *parsing*-Aufwand als mit Relativpronomen. Daneben stößt dem Leser die Fahrlässigkeit im Umgang mit quantitativen Daten auf: In Tabelle 2 auf Seite 224 werden zum Beispiel zwei schriftsprachliche spanische Datensätze zum Vergleich herangezogen. Eines davon besteht aus acht Theaterstücken aus Spanien, Argentinien und Mexiko. Nun wird behauptet, dass der Anteil des *default*-Markierers *que* in diesem Datensatz und in einem nicht ausreichend identifizierten Datensatz des brasilianischen Portugiesisch vergleichbar sei (S. 224–225). Hierzu fehlen allerdings Signifikanztests; ein Unterschied zwischen 92,44 Prozent und 98,9 Prozent bei so hohen Fallzahlen kann durchaus signifikant sein. Und selbst wenn der Unterschied nicht signifikant sein sollte, bleibt immer noch die Frage, ob man Daten von Theaterstücken aus drei Ländern mit populärsprachlichen mündlichen Daten aus São Paulo vergleichen kann (das scheint die Grundlage der brasilianischen Daten zu sein; vgl. S. 222 und S. 224). Auch der Schluss, dass das Auftreten von fünf tokens mit *cuyo* in den Theaterstücken (0,37 Prozent) ein Beleg dafür sei, dass *cuyo* im gesprochenen Spanisch häufiger vorkomme als im gesprochenen Portugiesisch, ist mehr als gewagt (S. 225). Um dies beurteilen zu können, müsste man erst einmal wissen, in welchen Theaterstücken diese Belege erscheinen (Spanien, Argentinien, Mexiko), welche Figur sie jeweils verwendet und natürlich wie das Verhältnis der Sprache in Theaterstücken und natürlich gesprochener Sprache ist. Daneben fehlt in KERSCHS Artikel eine klare Unterscheidung von Relativmarkern. Wann genau taucht zum Beispiel die relativ häufige Markierung durch *dondonde* auf (S. 233 und S. 235)? Werden diese *wh*-Elemente wie süddeutsches *wo* auch in Subjektfunktion verwendet oder nur dann, wenn es sich um örtliche oder zeitliche Bezüge handelt? Solche Unterschiede sind zentral für jede Untersuchung von Relativmarkern. KERSCH geht zwar auf Belebtheit als Faktor ein (S. 229–230) und gibt für die spanischen Daten und ansatzweise für die brasilianischen Hinweise auf die syntaktische Funktion (S. 225 und S. 229); in ihren Abbildungen (S. 233 und S. 234) und in ihren Interpretationen fehlen diese Unterscheidungen aber. Die Erkenntnisse, die wir aus KEENAN und COMRIES (1977; 1979) *accessibility hierarchy* gewonnen haben, könnten hier das (unterschiedliche) Verhalten von spanischsprachigen und portugiesischsprachigen Informanten erklären helfen (S. 233–235).

PLOOGS Beitrag „Sprachdynamik und Sprechermobilität in der neuen Romania“ beschäftigt sich mit der Variation der französischen Objektklitika *le* und *lui* in zwei westafrikanischen Städten. PLOOGS Analysen basieren auf zwei Datensätzen, von denen sie selbst sagt, dass sie nicht vergleichbar seien (Fußnote 7, S. 31). Die Daten aus dem stark frankophonen Abidjan sind mündliche Sprachdaten von Straßenkindern (8–12 Jahre, vgl. Fußnote 3, S. 30); die Daten aus dem weit weniger frankophonen Conakry bestehen hingegen aus schriftsprachlichem Material von Schulkindern (10–13 Jahre; vgl. Fußnote 5, S. 30). Trotz dieser Nicht-Vergleichbarkeit werden die Daten häufig verglichen, meistens implizit, manchmal aber auch explizit wie auf Seite 35 (vgl. auch S. 32): Hier schreibt die Autorin, dass „sie [die Neustrukturierung des Mikrosystems *lellui*] in Abidjan eher zum Ausdruck“ kommt. Neben diesem problematischen Datenvergleich mutet es insgesamt ein wenig überzogen an, das Sprachsystem von 8–12-jährigen Straßenkindern ins Spannungsfeld von französischer Standardnorm und normfremden Strukturen einzuordnen (S. 37). Es bleibt weitgehend unklar, wie und wo diese Kinder mit Standardfranzösisch in Kontakt kommen und wie es bei ihnen zu einer „Verwaltung“ der diskursiven Heterogenität“ (S. 37) kommen kann, wenn „die untersuchte (junge) Sprechergruppe noch zu wenige diskursive Erfahrungen mit dem Standard gesammelt hat“ und „[d]ie Wahrnehmung der Heterogenität [...]“

durch mangelnde Sprachkompetenz [getrübt wird]" (S. 36). Trotz dieser Defizite heißt es dann auf Seite 38, dass „[d]ie Akkomodation gen Standard sich [...] gezielt auf einzelne kommunikative Bereiche [beschränkt].“ Insgesamt steht der allgemein gehaltene Titel dieses Beitrages mit der tatsächlichen Untersuchung in einem merkwürdigen Kontrast: Auf der einen Seite gibt es gut reflektierte Theorieteile (S. 27–28, S. 32–34, S. 38–40), die interessante Denkanstöße in Bezug auf die städtische Sprachdynamik geben, auf der anderen Seite steht aber eine empirische Untersuchung, die sich anhand der Sprache von 8–13-Jährigen einem einzigen, recht spezifischen Phänomen widmet. Was kann uns aber die Variation französischer Objektklitika bei Sprechern, die Französisch offensichtlich als Fremdsprache gelernt haben, über allgemeine Prozesse der städtischen Sprachdynamik sagen, insbesondere wenn für diese Variation sehr wenige Daten vorliegen (vgl. Fußnote 7, S. 31)? Zeigt nicht gerade das „falsche“ Genus von *la* in Beispiel (2) (S. 30; *la* bezieht sich hier anaphorisch auf ein maskulines Subjektpronomen *il*), dass es sich vielleicht doch „nur“ um erwartbare Probleme beim Fremdsprachenlernen handelt? Wäre es deshalb nicht interessant, sich genauer anzuschauen, wie die Kontaktsprachen diesen grammatischen Bereich kodieren? Das Auslassen von nicht belebten Objektkonstituenten (Fußnote 4, S. 30) könnte auch einen solchen Einfluss darstellen (vgl. dazu PLOOGS Ausführungen auf S. 40). Daneben könnte der Vergleich mit ähnlichen Prozessen in anderen romanischen Varietäten zusätzliche Erklärungen ermöglichen (vgl. den spanischen *leísmo*, *loísmo* oder *laísmo*). Wie bei anderen Artikeln dieses Sammelbandes bleibt das Grundproblem dieser Studie die dem Thema nicht adäquate Auswahl der Informanten und die mangelnde Größe der Datensätze. Wenn die Autorin schreibt, „[e]s macht kaum Sinn, bei kleinen Korpora Zahlen zu nennen“ (Fußnote 7, S. 31), fragt man sich automatisch, ob es denn Sinn macht, weitreichende Konklusionen auf so kleinen Datensätzen zu gründen. Oder wie die Autorin auf Seite 43 selbst schreibt: „Die empirische Untersuchung von Sprachdynamik scheitert bisher am Mangel ausreichender, verlässlicher Daten.“ Diese an zwei der zwölf Artikel durchgeführte detailliertere Kritik bedeutet nicht, dass nicht auch diese beiden Artikel wertvolle (sozio)linguistische Informationen enthielten. Auch die Tatsache, dass es zum Beispiel in Westafrika sicherlich enorm schwierig ist, überhaupt an solche Sprachdaten zu kommen, sollte nicht vergessen werden. Dies allein stellt eine große Leistung dar; eine Leistung, die unabdingbar ist, um solche sprachlich wie sozial extremen Situationen beschreiben zu können.

LITERATUR

- KEENAN, EDWARD L. / BERNARD COMRIE (1977): Noun phrase accessibility and Universal Grammar. In: *Linguistic Inquiry* 8 (1), 63–99.
 KEENAN, EDWARD L. / BERNARD COMRIE (1979): Data on the noun phrase accessibility hierarchy. In: *Language* 55 (2), 333–351.

Freiburg im Breisgau

GÖZ KAUFMANN

SCOTT F. KIESLING: *Linguistic Variation and Change*. Edinburgh: University Press 2011. 200 S. (Edinburgh Sociolinguistics). £ 22,99

SCOTT F. KIESLING ist Associate Professor am Department of Linguistics der University of Pennsylvania und hat seinen Arbeitsschwerpunkt im Bereich der Soziolinguistik. Er präsentiert mit dem vorliegenden Buch eine Einführung in die Variations- und Sprachwandelforschung, in dem besonders WILLIAM LABOVs Ansätze und Forschungsergebnisse im Vordergrund stehen. KIESLINGs Einführung kann, wie er selbst schreibt, als Lehrbuch für fortgeschrittene „undergraduate“ oder beginnende „graduate“ Studierende charakterisiert werden. Das Buch ist im deutschsprachigen Raum dementsprechend als Kurslektüre für fortgeschrittene Bachelor-Studierende einsetzbar.

Das Lehrbuch ist mit einem Umfang von 200 Seiten recht kompakt und behandelt in vier Teilen, auf die sich insgesamt zehn Kapitel verteilen, die wichtigsten Forschungsperspektiven und Termini der – in erster Linie angelsächsischen – Variationsforschung.

Kapitel 1 und 2 (Teil I) konzentrieren sich auf geschichtliche sowie methodische Aspekte der Variationslinguistik. Wegleitend ist dabei der wiederholt referierte Aufsatz von WEINREICH / LABOV / HERZOG (1968) und das darin behandelte Konzept der „orderly heterogeneity“. Nachfolgend wird die linguistische Variable als methodologisches Arbeitskonzept der Variationsforschung diskutiert. Für Studierende, die eigenständig empirische Untersuchungen durchführen möchten, ist Kapitel 3 des ersten Teils vorgesehen, da hier praktische sowie ethische Fragen der Datenerhebung ausführlich behandelt werden.

Die hierauf folgenden Teile II und III mit den darin enthaltenen Kapiteln 4 bis 9 machen knapp zwei Drittel des Buchs aus. Die Aufteilung in diese beiden Teile folgt der grundlegenden Vorstellung, wonach Variation und Wandel in der Sprache einerseits durch sozial-sprachexterne (Teil II) oder durch strukturell-sprachinterne Faktoren (Teil III) bedingt sein kann.

Kommen wir zunächst zu Teil II des Buchs. Dieser umfasst vier Kapitel und trägt den Titel „Variation and social relationships“. Es geht um zwei grundsätzliche Fragen: (1) Wie wird Sprache eingesetzt, um soziale Bedeutungen in einer Sprechergemeinschaft zu erzeugen und (2) was sind die Motivationen der Sprecher, diese Bedeutungen zu schaffen und einzusetzen?

In Kapitel 4 werden unter der Überschrift „interspeaker variation“ strukturalistische Sichtweisen auf soziolinguistische Variation anhand konkreter Untersuchungsergebnisse aus dem englischsprachigen Raum vorgestellt und diskutiert. Es werden hier also eher klassische Ansätze behandelt, die ein sprachliches Zeichen als stets einer ganz bestimmten sozialen Bedeutung (zum Beispiel Schichtzugehörigkeit) zugeordnet auffassen. Der Autor organisiert diese Sichtweise auf sprachliche Variation in Form dreier Prozesse: „stratification“ (motiviert durch Prestige), „accommodation“ (motiviert durch Solidarität) und „differentiation“ (motiviert durch das Bedürfnis sich abzugrenzen). Unter dem ersten Prozess subsumiert er jene Studien, die nach Unterschieden in der Sprachverwendung verschiedener sozialer Schichten fragen, unter anderem führt er hier die klassische New Yorker Kaufhausstudie von LABOV (1966) auf. Die beiden antonymen Prozesse „accommodation“ und „differentiation“ erläutert KIESLING anhand weiterer Studien, die sich mit dem Zusammenhang von Variation und Netzwerkbildung einerseits, und ethnischer oder geolinguistischer Divergenz andererseits beschäftigen. Besonders differenziert ist der anschließende Abschnitt (ab S. 79), in dem KIESLING Kritik an der strukturalistischen Sichtweise auf sprachliche Variation übt. Diese Kritik vollzieht er durch die Präsentation weiterer Studien, die ein komplexeres Bild von sprachlicher Variation aufweisen. Hierzu werden besonders die Untersuchungen von PENELOPE ECKERT (2000) wiederholt aufgegriffen. ECKERT fasst sprachliche Variation als „social practice“ auf, wobei im Unterschied zu vorangegangenen Untersuchungen soziale Kategorien verwendet werden, die für die Sprecher selbst relevant sind: „linguistic variation is a social practice [...] used to create personal styles in the same way as dress and activities“. (S. 83)

In Kapitel 5 werden Forschungsparadigmen vorgestellt, die sich nicht nur innerhalb einer Makroperspektive bewegen und sprachliche Variation ganzer Sprechergruppen im Blick haben, sondern auch solche, die die interaktionale Soziolinguistik in den Vordergrund stellen und Variation als konkretes Geschehen im Hier und Jetzt einer Interaktionssituation betrachten. KIESLING ordnet dies unter der Überschrift „intraspeaker variation“ ein und behandelt dabei sämtliche wichtige Phänomene aus diesem Bereich, wie beispielsweise „Register“, „Stil“ oder „stance“.

Kapitel 6 diskutiert die vorgestellten soziolinguistischen Muster der beiden vorhergegangenen Kapitel aus einer noch tiefgreifenderen, theoretischen Perspektive und widmet sich der grundlegenden Frage nach der Art und Weise der Herstellung von sozialer Bedeutung durch die Sprecher. Der Autor formuliert die zentrale Fragestellung mit dem treffenden Satz „How do variables mean?“ (S. 104). Zur Besprechung dieser Frage wird von ihm das Konzept der „Indexikalität“ in den Vordergrund gestellt. Hier wird der Gebrauch bestimmter sprachlicher Zeichen mit Eigenschaften des Kontextes (wie Verhalten, Kleidung, etc.) direkt in Verbindung gebracht, so dass es zur Generierung sozialer Bedeutung kommen kann.

ZDL

Band 80 · 2013

Franz Steiner Verlag

**Zeitschrift für Dialektologie
und Linguistik**

IN VERBINDUNG MIT
Michael Elmentaler
und Jürg Fleischer

HERAUSGEGEBEN VON
Jürgen Erich Schmidt

lx 88



Deutsches Seminar
Bibliothek
Universität Freiburg i. Br.